

Literaturblatt

der

Abend = Zeitung.

(Erscheint alle fünf Wochen.)

No. 3.

Donnerstag den 5. April.

1855.

Agnes Bernauer.

Ein deutsches Trauerspiel in fünf Acten von Fr. Hebbel.
(Wien, bei Teubler und Comp. 1855.)

(Fortsetzung und Schluß aus dem Hauptblatte.)

Aber, fragen wir: wer war in diesem Falle Schuld wenn auf's Neue das Kriegsunheil hereinbrach? Etwa Albrecht, welcher die Braunschweigerin nicht eheligen wollte? Bewahre der Himmel! Herzog Ernst! Er allein, denn hätte er sich wegen der Vermählung erst mit seinem Sohne ein wenig verständigt (wäre es nebenbei nicht Brauch, daß der Erbe einer Herzogskrone eine Prinzessin und keine Bürgerstochter heirathete — und daß der Prinz gar nicht deswegen gefragt würde) so drohte auch das in Rede stehende Unglück nicht, nämlich die neu erwachende Feindschaft zwischen den Häusern Bayern und Braunschweig, so wäre also auch das „Gesamtwohl“ nicht gefährdet! — Hier fällt die Idee mit dem „Gesamtwohl“ in den Brunnen; also darf sich Hebbel nicht darauf berufen. Dieser Punkt ist wichtig; denn gerade das Gesamtwohl ist das A und O aller Reden des alten Herzogs. Das Gesamtwohl wird aber erst in der That gefährdet, als Agnes Bernauer ermordet ist und Albrecht ihretwegen das ganze Land zu verwüsten im Begriffe steht. Doch sehen wir weiter!

Albrecht kommt zum Turnier nach Regensburg. Der Marschall liest ihm vor, er sei angeklagt, mit einem Schwabenmädchen in Unehren zu leben. Albrecht sagt: „Agnes Bernauer ist meine mir rechtmäßig angeordnete Gemahlin“ — und weist auf seine Zeugen. Da spricht Ernst: „Wer den Weg zur Schlafkammer seiner ehr- und tugendsamen Jungfer durch die Kirche nehmen mußte, der nimmt die Benediction mit und die Gnade aller Heiligen obendrein, aber Krone und Herzogsmantel läßt er am Altare zurück. Auch Wilhelm, mein Bruder, hat einen Sohn: dieser Sohn heißt Adolph. Wer ein guter Baiere ist, stimmt mit ein: Es lebe Adolph, das Kind. (Zu Albrecht.) Bürger von Augsburg, Sidam des Baders, empfängt jetzt Segen und Hochzeitsgabe zugleich.“

Adolph das Kind stirbt aber. Albrecht ist des Thrones für verlustig erklärt; wer soll der Nachfolger sein? Hören wir den Herzog und seinen Kanzler Preising reden:

Preising: Wenn die Erbfolge gestört wird oder auch nur zweifelhaft bleibt, so bricht früher oder später der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken herein und Niemand weiß, wann er endet.

Ernst: Er bricht herein, wenn sie Kinder bekommen; er bricht herein, wenn sie keine bekommen; In dem einen Fall wollen die sich behaupten, in dem andern können Ingolstadt und Landshut sich nicht vereinigen, weil jedes den Löwentheil verlangt! Ja, es ist die Frage, ob die auch nur bis zu seinem Tode ruhig bleiben! Denn wenn sie jetzt mit ihm liebäugeln, so geschieht's nur, um mich zu ärgern!

Preising: Aber es ist doch auch entsetzlich, daß sie sterben soll, bloß weil sie schön und sittsam war.

Ernst: Das ist es auch! Ja! Darum stellt' ich's Gott anheim. Er hat gesprochen. Ich warf mein eignes Junges aus dem Nest und legte ein fremdes hinein. Es ist todt.

Preising: Und gäbe es wirklich keinen andern Ausweg? Gar keinen?

Ernst: Ihr greift mich hart an, Ihr meint, ich könnte noch mehr thun! Und wahr ist's: in den Adern Ludwigs von Ingolstadt und Heinrich's von Landshut fließt das Blut des Geschlechts eben so rein, wie in meinen eigenen.

Preising: Daran hab' ich noch nicht gedacht!

Ernst: Aber ich! Zwar wär's so arg, daß wohl auch ein Heiliger fragen würde: Herr, warum das mir? Doch wenn's nun wär? Der letzte Hohenstaufe starb durch Haufers Hand, mit Gottes dunklem Rathschluß kann viel beschehen, was der Mensch nicht faßt. Aber dieß kann Gottes Rathschluß nicht sein, denn es hälfe nichts und das ist mein Trost! Spräche ich zu Heinrich: Komm, Fuchs, Du hast mir mein ganzes Leben lang Fallstricke gelegt und Gruben gegraben, nimm mein Herzogthum zum Lohn! so führe Ludwig dazwischen. Spräche ich zu Ludwig: Ich bin Dir Dank für so manchen Schlag schuldig, der von hinten kam, hier ist er! so griffe Heinrich mit zu, und Giner könnt's doch nur sein! Oder ist's nicht so?

Preising: Gewiß!

Ernst: Es blicke also immer dasselbe. Alles ginge drunter und drüber, und die Tausende, die im Vertrauen auf mich in's Land kamen und meine Märkte zu Städten erhoben und meine Städte soweit brachten, daß selbst die stolze Hansa ihnen nicht ungestraft den Rücken lehren darf, würden mich und mein Andenken versuchen!

Preising: Ich meinte nicht das! Laßt sie entführen und dann verschwinden! Das geht jetzt leichter, wie sonst! Er läßt sie nicht mehr so ängstlich bewachen!

Ernst: Was wär' damit gewonnen? Er würde sie suchen bis an seinen Tod!

Preising: Man breitet aus, daß sie gestorben ist. Er fand den Priester, der ihn mit ihr verband: kann Euch der Priester fehlen, der einen Todtenschein ausstellt?

Ernst: Und ich sollte ihm das zweite Weib geben, so lange das Erste noch lebte? Nein, Preising, das Sakrament ist mir heilig. Hier hilft kein Kloster, nur der Tod.

Preising: Doch wohl auch der Pabst, und wenn der sich weigert, der Kaiser. Friedrich Barbarossa schied sich selbst, Ludwig der Baiern schied seinen Sohn!

Ernst: Wie soll man scheiden, wenn keins von Beiden will? Nein, Gott will es so und nicht anders.

Preising: Und nachher? Gnädiger Herr? Wird er's tragen? Wird er nicht rasen und Hand an sich legen oder sich offen wider Euch empören?

Ernst: Das Eine vielleicht, das Andere gewiß: ich thu', was ich muß, der Ausgang ist Gottes. Ich setz' ihn dran, wie Abraham den Isaak, geht er in der ersten Verzweiflung unter und es ist sehr möglich, daß er's thut, so lasse ich ihn begraben, wie sie, tritt er mir im Feld entgegen, so werf' ich ihn oder halte ihn auf, bis der Kaiser kommt. Dem meld' ich's, noch eh' es geschieht und er wird nicht säumen, denn wie ich Ordnung im Hause will, so will er Ordnung im Reich. Im Namen der Wittwen und Waisen, die der Krieg machen würde, im Namen der Städte die er in Asche legte, der Dörfer, die er zerstörte: Agnes Bernauer, fahr hin! —

Was war nun natürlicher? Wenn Herzog Ernst sich mit seinem Sohne ausöhnte, ihn in seine Ehren wieder einsetzte, oder, wenn er das junge unschuldige Weib tödten ließ, dem Sohne aber gleichwohl den Herzogsstab überreichte? Konnte er das nicht thun, ohne daß Agnes ermordet wurde? Ja, gerade wenn er die Sachen nur ließ, wie sie waren und Albrecht wieder ehrlich sprach, verhütete er Krieg, aber, wenn er Agnes tödten ließ, so brach unsehlbar Empörung aus. Also that er gerade das Verkehrte. Er wollte keinen Krieg, er wollte, daß das Gesamtwohl nicht eines Weibes wegen gefährdet würde, nun wird ja aber allein durch die Ermordung dieses Weibes das Gesamtwohl gefährdet! und er weiß das und führt also wissentlich das Unglück herbei! — Die Idee vom Gesamtwohl fällt also zum zweiten Male in den Brunnen.

Man rede uns nicht ein, daß diese Irthümer oder Gedankenverwirrungen tragisch sein; sie sind gerade das Gegentheil davon. Herzog Ernst ist viel zu alt, zu nüchtern und klug! Solche Inconsequenzen durften ihm nicht passieren!

Aber das Gesetz, das Gesetz! das befiehlt, daß Albrecht eine Fürstentochter heirathe; um ihn dazu zu stimmen, muß Agnes sterben; Ernst will nicht scheiden, weil Beide es nicht wollen. Sonderbar! das Gesetz, welches Menschen machten, erfüllt Ernst mit Vergnügen; aber das göttliche Gesetz, das ewig wahre Princip, das göttliche Recht des Menschen, das Gebot: Du sollst nicht tödten, steht ihm niedriger und er wirft es über den Haufen! — — Wäre es nicht viel besser wenn er zu Gunsten seines Sohnes und,

wohlgemerkt, um den Krieg zu verhüten, eine Ausnahme machte?

Doch nein! das Gesetz will es und damit basta. Agnes Bernauer muß aus der Welt, damit Albrecht auf den Thron kommen kann. Außerdem hat sie, wie der Kanzler bei ihrer Gefangennahme sagt: „die Ordnung der Welt gestört, Vater und Sohn entzweit, dem Volk seinen Fürsten entfremdet, einen Zustand herbeigeführt, in dem nicht mehr nach Schuld und Unschuld, nur noch nach Ursache und Wirkung gefragt werden kann. Herzog Albrecht kann die angestammte Majestät so wenig ablegen, als Euch damit bekleiden, sie ist unzertrennlich mit ihm verbunden, wie die Schönheit, die ihn fesselt, mit Euch. Will er's nicht seinen Segen nennen, so nenne er's seinen Fluch, aber er gehört seinem Volk und muß auf den Thron steigen, wie Ihr in's Grab.“

Das hören wir mit an, aber wir verstehen es doch nicht, weil wir's nicht fühlen können. Agnes und Albrecht können beisammen bleiben und Albrecht kann den Thron außerdem behalten. Warum nicht? „weil das herzogliche Blut dadurch geändert wird.“ Aber ist das nicht schon ohnehin geschehen? Albrecht hat Agnes ja geheirathet, sie haben zusammen gelebt, wie Mann und Frau, die „Schande“ ist folglich da! Wird die Schande aber dadurch getilgt, daß Agnes ermordet wird? Nein! gerade dadurch wird erst eine wirkliche Schändlichkeit begangen. Daß Albrecht sie behält, dagegen spricht der trockene Verstand, daß Agnes ermordet wird, dagegen empört sich das sittliche und menschliche Gefühl. Also: die von Menschen eingelegte Ordnung, das Standes-Vorurtheil, die bloß erlagene äußere Nothwendigkeit siegt, die sittliche Weltordnung, die das wahre gesunde Gefühl einzig anzuerkennen vermag, unterliegt. Wer kann dabei sich erhoben fühlen?

Agnes wird getödtet; unser Gefühl ist durch diesen Act der rohen Gewalt, zumal an einem jungen, schönen, unschuldigen Weibe verübt, auf's Tiefste beleidigt. Mögen hinterdrein auch Viele darunter leiden, mag ein Dorf abbrennen, mag Albrecht die Schergen und Henker erschlagen, es beruhigt uns nicht mehr: dieser letzte moralische Sieg ist ein nachträglicher und daher eigentlich keiner; zudem wird er durch den Schluß des letzten Actes, wo Albrecht nachgibt, gänzlich annullirt. Das Vergehen gegen das göttliche Recht des Menschen, gegen welches das juridische in Nichts zerfällt, hat die Zuschauer empört und das Gefühl bleibt beleidigt. Das Vergehen könnte nur gesühnt werden durch ein anderes und unnatürliches (wenn nämlich Albrecht seinen Vater ermordete) und darum kann es nicht gesühnt werden!

Erst dann, als Albrecht den Entschluß kundgibt, nicht eher mit Morden, Sengen und Brennen zu rasten, als bis auch die Hauptstadt des Reiches in

Schutt und Trümmer zerfallen sei, tritt das Princip: das Wohl des Einzelnen muß dem Gesamtwohle unterordnet bleiben — als berechtigtes auf. Denn, da das Verbrechen einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist, wäre es Tollheit, noch weiter zu wüthen und unschuldige Bewohner des Landes dafür leiden zu lassen, die dadurch erst ein Recht gewannen, die Gemordete zu verfluchen. Jetzt werden sie für sie beten und um sie weinen! — Sie hätten ein Recht, sie zu verfluchen? Allerdings! nicht aber auch den, der Agnes morden ließ?

Ziehen wir das Endresultat. Wir können wohl nach dem Tode der Agnes zugeben, daß es widersinnig sei, wenn für ein Weib Tausende abgeschlachtet würden, nicht aber vorher; denn bis dahin kränkte Agnes bloß den Herzog Ernst; daß man sie nebenbei für eine Hexe verächte und ihr einige Todesfälle in der Herzoglichen Familie zur Schuld gab, kann uns jetzt nur noch ein Lächeln abgewinnen, liefert uns aber in keiner Weise den Beweis für die Nothwendigkeit ihres Todes. Denn jener Standpunkt ist ein überwundener.

Nachdem Albrecht seinen Rachegehlüsten Lauf gelassen, erscheint es angemessen, daß er auch seinen Schmerz bekämpfe und sich als Mann zeige. Da stimmen wir traurig ein in das Halt! das ihm von den Vertretern des heiligen deutschen Reiches zugerufen wird. Albrecht zückt das Schwert gegen seinen Vater — aber er bezwingt sich und hier ist der Punkt wo wir endlich eine sittliche Nothwendigkeit fühlen können. Schade nur, daß wir sie erst später merken, wenn wir nämlich zu Hause darüber nachgedacht haben. Sie berührt uns nicht unmittelbar. Das ist der Fehler.

Albrecht darf sich an dem Mörder seiner Gemahlin nicht durch ein unnatürliches Vergehen rächen, will er anders seinem Character treu bleiben. Als er das Schwert sinken läßt, drücken wir ihm theilnehmend die Hand. Wir sehen ihn hier nicht in seiner Schwäche (wie ein süddeutscher Recensent meinte) sondern in seiner Stärke, in der Erhebung über sein Schicksal; und wenn er zu dem kaiserlichen Herold sagt: Kaiserlicher Majestät meinen Respekt, so leien wir zwischen den Zeilen geru heraus: Ich danke Dir denn Dein Ruf war es, der mich aus dem wüsten Racheranthe, worin ich Gefahr lief, mich selbst zu verlieren, erweckte und mich mir selbst wiedergab.

Aber die schmerzliche Lust, die wir bei einer echten Tragödie empfinden, fühlen wir doch nicht; der Eindruck bleibt ein bloß schmerzlicher. Zudem läßt uns, Hand auf's Herz, Albrechts Betragen am Schlusse für den Augenblick kalt; wir erkennen das sittlich Nothwendige erst dann, wenn wir ruhig geworden sind und einige Zeit nach der Aufführung, zu Hause tiefer darüber nachgedacht, resp. das Stück noch verschiedene Male mit dem prüfenden Verstande durchgelesen haben.

Der ruhig prüfende Verstand soll uns aber nicht zu Hülfe kommen müssen; denn ein poetisches Werk soll mit dem Gefühl verstanden werden können!

Wenn wir nun dem Hebbel'schen Stücke den Namen einer echten Tragödie versagen müssen, so wollen wir ihm doch unbedingt den zuerkennen, der ihm gebührt. Es ist ein großes, gewaltiges Bild wahren, wirklichen Lebens, ein Stück Weltgeschichte, wenn auch nicht im höchsten, doch im höhern Sinne des Wortes. Die Charaktere sind, (bis auf einige, zu Anfang unseres Artikels dargestellte, dialektische Inkonsequenzen Herzog Ernst's) sämmtlich bis zu dem eifersüchtigen Bürgermädchen Martha, mit Meisterhand gezeichnet. Herzog Albrecht, dem das Blut seiner Italienschen Mutter in den Adern kraust, ist unter all den mannhaften und liebenswürdigen Rittergestalten, denen wir in den besten deutschen Dramen begegnen, eine der mannhaftesten, anmuthigsten, frischesten und liebenswürdigsten. Bei der Schilderung dieses, wie des Characters der Agnes, des lieblichsten Frauenbildes, das Hebbel je geschaffen, geht einem das Herz auf. Man sieht, welch' ein Dichter in Hebbel steckt, man findet Gewähr für die Hoffnung, er werde noch Schönes und Schönstes bringen. Der Fortschritt, den er mit diesen Schöpfungen im Reiche der Schönheit gemacht hat, ist zu bedeutend.

Anknüpfen wir hieran nach einige allgemeine Bemerkungen über Hebbel's Werke.

Wenn wir sagten: das vorliegende Stück ist ein großes wahres Bild des wirklichen Lebens, so ist in dieser Bezeichnung zugleich ein Lob und ein Vorwurfsenthalten. Wir haben nie in Hebbel's Werken die Wahrheit vermisst; aber fast immer vergeblich suchten wir nach schöner und erhabender Wahrheit. Nehmen wir z. B. das von der Kritik und dem Publikum als das Beste anerkannte Stück. Maria Magdalena ist ebenso ein großes wahres Bild wirklichen Lebens; aber der Dichter führt uns nur in dem trüben Schlamm, den häßlichen Untiefen des alltäglichen Lebens herum; er giebt uns in treuester Darstellung Häßliches und Trauriges, nichts wahrhaft Schönes, und Tragisches. Er giebt uns widerwärtige Denklübungen und spannt unsere Gefühle auf die Folter. Wir werden gequält, erkältet und bedrückt aber nicht erwärmt und gehoben. Er läßt seine Personen Schenßlichkeiten begeben, mit denen wir uns nicht ausöhnen können und die uns ihre spätere geistige Erhebung nicht glaubhaft machen.

Wir streuen uns daher, daß Hebbel angefangen hat, der Göttin Schönheit Opfer zu bringen und hoffen zuversichtlich, daß er damit fortfahren wird. Dabei theilen wir seine Verwunderung eben nicht, daß seine bisherigen Werke (mit Ausnahme der Maria Magdalena, Senofofa und Judith, (letztere beiden freilich fast unkenntlich durch eine haarsträubende Verflümmelung) keinen Einlaß in die deutschen Musen-

tempel zu erlangen vermochten. Denn sie waren und sind, trotz aller genialen Einzelheiten, unerquicklich und bühnlich undankbar. Die Stoffe sind zu faul; der Wahrheit wird fortwährend auf Kosten der Schönheit geopfert, und Hebbel's Hoffnung; es werde schon noch die Zeit der Aufführung für alle seine Stücke kommen, wird so gewiß eine vergebliche bleiben, so gewiß die Gesetze des Schönen ewig, unwandelbar und unumstößlich sind und keiner sie ungestraft verletzt.

Doch zu lange haben wir schon in die Sonne gesehen, um ihre Flecken zu ergründen. Wir thun am Besten, uns jetzt wieder an ihren Strahlen zu erfreuen und zu erwärmen; und wenn diejenigen unserer Leser, welche das besprochene Hebbel'sche Drama noch nicht zur Hand genommen, sich schließlich nur angezogen finden, dasselbe zu lesen, so hoffen wir uns die Bitte um Nachsicht für diese etwas lange Recension ersparen zu dürfen.

Epische Poesie.

Cordula. Ein Frühlingslied von Max Baldau. Zweite, umgearbeitete Auflage. Hamburg, Verlag von Hoffmann u. Campe. 1855.

Das Vermächtniß Max Baldau's, des herrlichen zu früh geschiedenen Dichters! Wir nehmen dasselbe nur mit einem Gefühle des Schmerzes zur Hand, und das klare, gesunde, kräftige Leben, welches uns aus dem Buche entgegenweht, bietet nur insofern einen Trost, als es die sichere Bürgschaft giebt, daß dies Gedicht fort und fort Zeugniß für das große Talent und edle Streben Baldau's ablegen wird.

Ueber den Geist, welcher Max Baldau bei der Umarbeitung seines Epos geleitet hat, sprach er sich selbst vor einiger Zeit in einem Briefe an die Redaction des „Bremer Sonntagsblattes“ aus. Wir glauben im Interesse der Leser zu handeln, wenn wir diesen Brief theilweise hier wiedergeben, da er zugleich eine gelungene Analyse des Gedichtes bildet. Max Baldau sagte in demselben; „Der Stoff meines Gedichtes gestattete durch seine idyllische Engravnität volles Individualisiren der Gestalten und plastische Entwicklung des ganzen Treiben, — so daß er also eine wesentlich epische Dichtung ergeben kann, und außerdem in mehr als einer Richtung zu wirken vermag. An dieser kleinen Welt läßt sich die weite große, lassen sich Dinge spiegeln, die dauernd menschliche Bedeutung haben. — Man wird aber davon, denk ich, keinen unkünstlerischen Einfluß auf die Dichtung spüren, — sonst wäre es eben ein grober Fehler! — Poetische Arbeiten sind es, die noch in unsern Tagen Sympathien für die Zeit der Castellane wach erhalten und nähren. Die irrenden Ritter spuken wieder stark auf der Bühne. Nun hat man so lange die Blüthenzeit des Ritterwesens als eine poetische Fundgrube benutzt, so läßt sich ja

wohl auch die Zeit der Strolchwirthschaft poetisch ausbeuten, und es wird an Edlem, Schönen und an gewaltiger Thatkraft kein Mangel sein — nur zeigt sich der Pathos auf einer andern Seite und beweist so ohne allen Zwang, daß wirklich der Geist, der zu seiner Zeit das Ritterthum so schön und glänzend erscheinen ließ, von ihm gewichen war. In meinem Falle kommt nun noch dazu, daß es sich nicht um einen Kampf für die abstrakte formlose Freiheitsidee, sondern um eine Befreiung, ein wirkliches endgiltiges Niederwerfen von angemaaßten drückenden Rechten handelt, die der sittlich menschlichen Entwicklung trotzig hemmend in den Weg treten. Und endlich wird nicht vergebens gekämpft, nicht ein unter den gegebenen Verhältnissen Unerreichbares angestrebt; kein Ideal dessen Lebensfähigkeit erst noch zu verhärten wäre, soll verwirklicht werden, denn es gilt weder mehr noch minder als ein: die Wolken fort! es gilt einen Kampf um die Rettung der Idylle, des friedlichen genügsamen Daseins edler Menschennaturen. Die Bauten treten aus ihren Schranken um jene Schranken zu vernichten, die dem Menschen im Menschen wahren, und ihr Sieg giebt ihnen die Idylle wolkenfrei zurück, und darin die unveräußerliche Bedingung weiterer menschlicher Entwicklung. Das Paar, das sich neben den rauchenden Trümmern der Zwingburg die Hände reicht und dessen Glück nun nicht mehr von außen durch bleibende Drohungen in Gefahr ist, wird dadurch plastisches Symbol für den fortzuziehenden Sieg, für festbegründetes Glück und Frieden; der dreifache Lenz von Frühling, Freiheit und Liebe behauptet in diesen beiden Gestalten auf die glücklichste Weise das Feld gegen Winterlichkeiten aller Art. Der Schwerpunkt liegt nicht in dem Akt des Kampfes (des Sturmes auf Schloß Gardowall), sondern die Nothwendigkeit der Befreiung trifft ein, weil Glück und Frieden, Edelsinn und gesunde Kraft nicht untergehen dürfen! Wenn wir Blumen haben und Früchte genießen wollen, muß nun einmal das Eis bersten und der Schnee schmelzen. In diesem Sinne soll meine anspruchlose Idylle dann von einem Frühling erzählen und demnach wirklich nur ein Lenzlied sein.“

So weit Max Baldau. Es versteht sich von selbst, daß unter diesem Gesichtspunkte die „Cordula“ bei der vorliegenden zweiten Bearbeitung in nichts von dem glücklichen und edeln Tone, der dem Gedichte seine ersten Erfolge verschaffte, verloren, sondern lediglich gewonnen hat. Der Dichter hat einzelne Partien plastischer, reiner und freier gestaltet, die wohlklingenden Verse einer sorgfältigen Feile unterzogen. Nur eins haben wir zu bedauern: daß wir nicht den Wunsch aussprechen können und dürfen, von dem Dichter noch ferner die Poesie gleich bereichernde Productionen zu erhalten. △.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Herausgabe und Druck von den J. Rückmann'schen Erben.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.